

Wohin mit den Speeren von Uropa Willy?

RAUBKUNST Schnitzereien, Schwerter, Elfenbein: In deutschen Privathaushalten lagern Tausende Objekte aus der Kolonialzeit, viele davon geraubt oder erpresst. Hier erzählen drei Menschen, wie sie mit dem zweifelhaften Erbe umgehen.

Bloß nicht mit den Speeren spielen – es könnte noch Gift an der Spitze kleben! Eindringlich warnten die Eltern Anne Schönharting und ihren Bruder davor, die langen Waffen von der Wand zu nehmen. Doch der Reiz des Verbotenen war zu groß: Wenn Oma mal nicht da war, jagten die Kinder damit zum Spaß durch die große Stadtwohnung. Danach hängten sie die Speere wieder zurück ins »Afrikazimmer«: So hieß der Raum mit dem Elfenbein, den Geweihen, dem Schildkrötenpanzer, der ausgestopften Echse, den geschnitzten Holzhockern, der Peitsche und dem Kopfschmuck in der Familie.

Rund 120 Objekte hatte Arno Willy Klare einst mitgebracht, Schönhartings Urgroßvater. Zwischen 1908 und 1914 war er Kakaopflanzenverwalter auf der Insel Fernando Póo (heute: Bioko) in Äquatorialguinea, damals eine spanische Kolonie. »Die Gegenstände aus dem Afrikazimmer übten eine enorme Faszination auf mich aus. Weil sie Exotik verkörperten, und das mitten in der DDR«, sagt Schönharting, Jahrgang 1973.

Auf einer Feier ihrer Eltern im sächsischen Meißen trank ein Gast zu vorgerückter Stunde aus einem Glas mit einem konservierten Reptil, erzählt die Fotografin, die heute in Berlin lebt. Mutprobe bei einer Künstlerfamilie, die stolz war auf den Vorfahren und seine aufregenden Afrika-Abenteuer. Man gruselte und freute sich daran.

Erst viel später begriff Schönharting, dass die Speere an der Wand tatsächlich vergiftet waren. »Vergiftet«, sagt sie, »vom kolonialen Unrecht.« Zwar begannen die Deutschen erst 1884, Kolonien in Afrika, China und Ozeanien in Besitz zu nehmen. Doch stieg das Kaiserreich binnen kurzer Zeit flächenmäßig zu einer der größten Kolonialmächte nach Großbritannien und Frankreich auf.

Und schon vorher waren deutsche Privatleute oder Firmen an kolonialen Unternehmungen beteiligt und profitierten davon. Es ist ein lange verdrängtes Kapitel deutscher Geschichte.

Wie viele Objekte aus kolonialen Kontexten – geraubt, erpresst, gegen Glasperlen ge-

tauscht – in Privatbesitz sind, lässt sich kaum beziffern. Allein aus dem »Boxerkrieg«, der blutigen Niederschlagung eines antikolonialen Aufstands in China 1900/01, könnten es »Tausende« sein, schätzt Kerstin Pannhorst, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin.

Die Provenienzforscherin versucht derzeit gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen sieben deutscher Museen und des Pekinger Palastmuseums, die Herkunft von Plünderware zu bestimmen, die deutsche Soldaten einst während des »Boxerkriegs« aus China mitgehen ließen.

Museen erforschen ihre Bestände, erste Objekte, allen voran kunstvolle Benin-Bronzen, wurden bereits an die Herkunftsländer zurückgegeben. Eine zentrale Anlaufstelle für Privatpersonen, die mehr über koloniale Erbstücke erfahren möchten, gibt es jedoch noch nicht. »So etwas wäre definitiv wünschenswert und wichtig«, sagt Provenienzforscherin Pannhorst.

Anne Schönharting hat schon einiges unternommen: Sie kontaktierte das Grassi-Museum für Völkerkunde in Leipzig. Sie fragte nach beim Referat der Abteilung für Kulturgutschutz und Rückführungsfragen des Auswärtigen Amts. Sie reiste nach Äquatorialguinea, um dort Nachfahren der Plantagenarbeiter aufzuspüren, mit denen ihr Urgroßvater einst zu tun hatte. Die Plantagen waren längst zerstört, auch in Deutschland kam sie nicht weiter.

»Am liebsten würde ich all diese Gegenstände in ihre Heimat zurückgeben«, sagt Schönharting, »aber an wen? Und wohin?« Ratlos schaut sie auf die ausgestopfte Echse, die vor ihr auf dem Tisch in der Berliner Altbauwohnung kauert: den Kopf keck nach vorn gereckt, als wollte sie gleich loslaufen.

Für gewöhnlich lagert die Echse, in weißes Seidenpapier gehüllt, in einem Regal in Schönhartings Arbeitszimmer, genau wie all die anderen Objekte von Uropa Willy. Nach dem Tod ihrer Eltern 2016 hat Schönharting mit der drei Generationen währenden Tradition des »Afrikazimmers« gebrochen und die Kolonialkunst aus dem Wohnzimmer verbannt.

Sie sei die Erste in der Familie, so Schönharting, die sich wirklich mit dem Erbe des Urgroßvaters auseinandersetze. Die Erste, die all seine Tagebücher, Briefe, Postkarten mit einer neuen Sichtweise lese. Und über Sätze stolpere wie: »Die Hälfte der Einwohner ... beginnt den Tag mit dem süßen Nichtstun, der Hauptarbeit der Schwarzen.«

Als Schönharting etwa zwölf war, erzählte die Großmutter der Enkelin, dass mit der Peitsche dort an der Wand nicht etwa Tiere, sondern Menschen misshandelt wurden: Widerstand leistende afrikanische Arbeiter, aber auch schwangere Frauen. Schönharting war entsetzt.

Die Eltern, erzählt sie, lasen viel und besaßen auch Bücher über den Kolonialismus. Doch der erschien merkwürdig abstrakt und weit weg, ein Kind des Imperialismus: ein Problem der anderen Seite des Eisernen Vorhangs.

Dort, wo Anuschka Haak 1962 im Ruhrgebiet zur Welt kam.

Die gelernte Buchhändlerin ist die Urenkelin des Kolonialoffiziers Tom von Prince, der in Deutsch-Ostafrika (heute: Tansania, Ruanda, Burundi) stationiert war. Anders als Schönharting hat Haak nur ein einziges, noch dazu winziges Objekt geerbt – einen Backenzahn. Den Zahn des Mkwawa, Anführer der Hehe und bedeutender Widerständler gegen die Kolonialherrschaft der Deutschen.

Erbittert bekämpften die Hehe Ende des 19. Jahrhunderts die Ausbeutung von Land und Leuten. Sie überfielen deutsche Handelskarawanen, töteten Angehörige der kaiserlichen »Schutztruppe«. Doch dann trat Hauptmann Prince auf den Plan: Der »weiße Herr Ohnefurcht«, so sein (freundlich übersetzter) Spitzname in Afrika, ließ Dörfer niederbrennen, Widerständige dahintreiben, Frauen und Kinder verschleppen, die Menschen aushungern.

In die Enge getrieben, tötete sich Mkwawa im Juli 1898 nach jahrelangen Kämpfen selbst, um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen. Die Deutschen entehrten ihn posthum: Sie schlugen Mkwawa den Kopf ab und stellten ihn öffentlich aus.

»Das Siegeszeichen ... ist freilich grässlich – und doch gab es keinen anderen Ausweg, den Tod unseres furchtbaren Feindes dergestalt ad oculos zu demonstrieren«, schrieb Magdalene von Prince, Haaks Urgroßmutter, in ihrem Tagebuch.

Der Schädel des Mkwawa (oder ein anderer, den man dafür hielt) wurde nach Deutschland geschickt und gelangte zu politischem Ruhm: Auf Drängen der Hehe forderten die Briten, neue Kolonialherrscher in der Region, 1919 im Versailler Vertrag seine Herausgabe von den besiegten Deutschen. Jahrzehntlang schien der Schädel in Deutschland verschollen; erst 1954 gaben ihn die Briten an die Hehe zurück.

Der Backenzahn indes, nach dem Freitod Mkwawas aus dessen Kiefer herausgebrochen, verschwand im Privatbesitz des Haupt-



Anne Schönharting / OSTKREUZ



Anne Schönharting / OSTKREUZ



Annette Hauschild / OSTKREUZ



Anne Schönharting / OSTKREUZ

Fotografin Schönharting, Erbstücke des Urgroßvaters: »Am liebsten würde ich all diese Gegenstände in ihre Heimat zurückgeben, aber an wen?«



Ingefasster Zahn des Mkwawa, Schwert-Erbe Kroker: »Lernen, das Unrecht als solches zu begreifen«

manns Prince, der vom Kaiser für seine kolonialen Verdienste geadelt worden war.

Prince ließ den Zahn einfassen und zu einem Kettenanhänger schmieden, mit dem Familienwappen unter dem sechseckigen Sockel. Als Kind schlich sich Haak gern ins Schreibzimmer des Vaters und zog heimlich die Schublade mit dem Kettenanhänger sowie den Briefen des Urgroßvaters auf. Wie im Hause Schönharting erzählte man sich auch bei der Familie Prince voller Stolz von den Großtaten des kolonialen Vorfahren. »Kritische Stimmen habe ich nie gehört«, so Haak.

Doch auf dem Zahn schien ein Fluch zu lasten: Mehrere Männer der Familie Prince erkrankten schwer und starben früh. Haak konsultierte eine Schamanin, die ihr riet, den Zahn an den Ort zurückzubringen, wo er hingehört – zu den Nachfahren des Mkwawa in Tansania.

Haak, die sich seit dem Tod ihres Vaters im Jahr 2000 intensiv mit dem familiären Erbe beschäftigt, durchsuchte das Internet, bis sie auf einen Urenkel des legendären Mkwawa stieß: Abdul Sapi Mkwawa, wohnhaft in Kalenga, einem Ort südlich der tansanischen Hauptstadt Dodoma.

Haak beschloss: Der Zahn muss dorthin zurück. Viele ihrer Verwandten sahen das anders. »Sie waren der Ansicht, ich würde Ansehen und Erbe der Familie beschützen«, so Haak. Es kam zum Streit. Auch Haaks Mutter haderte zunächst mit dem Projekt, widerwillig knallte sie ihrer Tochter den Zahn bei einem Besuch auf den Tisch.

Doch Haak blieb dabei, im Sommer 2014 flog sie nach Tansania. Den Zahn trug sie während der Reise an einer Kette um den Hals. Mkwawa junior, ein ganz in Weiß gehüllter, freundlicher Hüne, nahm das Objekt auf seiner Farm in Kalenga entgegen, die ganze Familie wohnte der Zeremonie bei.

Anuschka Haak fühlte sich wie befreit von einer tonnenschweren Last. Dass manche Verwandte bis heute nicht mit ihr sprechen, nimmt sie in Kauf. »Ich hatte keine andere Wahl«, sagt die 60-Jährige und zuckt mit den Schultern. »Dieses Symbol der Unterwerfung hat im Deutschland des 21. Jahrhunderts nichts mehr verloren.«

Wolfgang Kroker sieht das etwas anders. »Zurückgeben? Nö, warum auch? Weltweit schwirren Hunderte davon herum«, sagt der 86-Jährige mit dem Schnauzbart. Behutsam fährt der pensionierte katholische Pfarrer und Historiker aus dem schleswig-holsteinischen Kellinghusen mit der Hand über sein altes chinesisches Schwert.

Besonders scharf ist die Stahlklinge nicht. Aber darauf komme es gar nicht an: »Es zählt allein die Kraft des Hiebes«, sagt Kroker und steckt das Schwert zurück in die schwarz-weiß gepunktete Scheide. »Haifischhaut«, sagt Kroker.

Das Schwert mit dem Holzgriff ist eine Hinterlassenschaft von Großvater Adolf Tonke, einem kaiserlichen Marinesoldaten. 1899 wurde Tonke nach Kiautschou geschickt, einem damaligen deutschen »Pachtgebiet«, um den sogenannten Boxeraufstand niederzuschlagen.

»Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen!« In seiner berüchtigten Hunnenrede, gehalten bei der Verabschiedung der deutschen Truppen in Bremerhaven, putschte Kaiser Wilhelm II. die Soldaten mit drastischen Worten auf.

»Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, ... so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, dass es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen scheel anzusehen!«

Zusammen mit den Soldaten sieben anderer Großmächte, darunter Briten, Russen und Amerikaner, metzelte das Ostasiatische Expeditionskorps die »Boxer« nieder: so die Bezeichnung für die chinesischen Krieger, die

gewaltsam gegen zum Christentum konvertierte Chinesen sowie westliche Kolonisatoren aufbegehren.

»Alles, was uns in den Weg kam, ob Mann, Frau oder Kinde, wurde abgeschlachtet. Nun, wie da die Weiber schrien«, notierte ein deutscher Soldat.

Viele »Boxer« wurden während dieser Blutorgie in China laut Kroker mit den eigenen Waffen geköpft. Ob auch sein Schwert einst Menschen tötete, vermag er nicht zu sagen. Kroker ist der erste Mann in seiner preußisch-traditionsbewussten Familie, der sich weigerte, zu Polizei oder Militär zu gehen. Dafür wurde er zunächst Marinepfarrer in Kiel.

Den Matrosen erzählte er beim lebenskundlichen Unterricht von seinem in China stationierten Großvater, aber auch von seinem eigenen Vater Paul, vor dem Ersten Weltkrieg ebenfalls kurzzeitig als Soldat in China: »Meine Vorfahren waren knallharte Rassisten«, sagt Kroker. Sie hätten ihm als mahnende Beispiele dafür gedient, wie man sich anderen Kulturen gegenüber auf keinen Fall benehme.

Da Kroker keine Kinder hat, gibt es auch niemanden, der das chinesische Schwert erben kann. »Das Ding muss ins Museum«, sagt Kroker, selbst ehrenamtlicher Mitarbeiter der schleswig-holsteinischen Landesmuseum. Dort hat er jüngst eine Ausstellung zum Themenfeld Kolonialismus angeregt. »Wir müssen da hinschauen und lernen, das Unrecht als solches zu begreifen«, sagt er.

Was er plant, hat Anne Schönharting bereits realisiert: Für ihre Ausstellung »Das Erbe« fotografierte sie die Objekte aus dem »Afrikazimmer« an verschiedenen Orten ihrer Kindheit in Meißen. Das Elfenbein im alten Freibad, die Speere im Weizenfeld, das eingelegte Reptil im Stadtwald.

Die Aufnahmen schweigen und brüllen zugleich, sie verstören und geben Rätsel auf. Was haben die kolonialen Objekte in der sächsischen Provinz zu suchen? Und wo gehören sie eigentlich hin? »Wenn ich das nur wüsste«, sagt Schönharting. Vorsichtig wickelt sie die Echse in das Seidenpapier und verstaut sie wieder im Arbeitszimmer.

Katja Iken

»Dieses Symbol der Unterwerfung hat im Deutschland des 21. Jahrhunderts nichts mehr verloren.«

Anuschka Haak, Erbin